

Am Flughafen von Harare

Ruedi Lüthy

Ich werde gelegentlich gefragt, wie ich so meinen Arbeitstag verbringe. Er fängt immer gleich an, denn ich pendle täglich zwischen der Klinik und unserem Zuhause hin und her. Ich steige morgens ins Auto, warte, bis sich das Gartentor hinter mir geschlossen hat, und fahre los. Eine Alarmanlage und unsere zwei Hunde schützen uns vor möglichen Einbrechern. Ein Umstand, der eigentlich unerträglich ist, aber irgendwann zur Normalität wurde.

Auf dem Weg zur Klinik versuche ich Dutzenden von Schlaglöchern auszuweichen – langsam kenne ich die tiefsten –, vergewissere mich, ob die Ampeln funktionieren, und bin zufrieden, wenn ich heil ankomme, denn schwere Verkehrsunfälle sind häufig. Einmal in der Klinik angekommen, wird mir bewusst, wie sehr sich das Innenleben der Newlands Clinic vom eigentlichen Leben draussen unterscheidet, ein Leben, das ich vor allem aus den Erzählungen unserer Patienten sowie von Besuchen in unseren Aussenstationen kenne.

Aber heute ist alles anders, denn wir erwarten Besuch von Freunden aus der Schweiz. Also mache ich mich rechtzeitig auf den Weg zum Flughafen. Auf dem Weg höre ich plötzlich ein Dutzend Sirenen, Polizisten auf Motorrädern blockieren die Kreuzungen, und nach wenigen Minuten brausen vier schwarze Limousinen, ein Mannschaftswagen mit schwerbewaffneten Soldaten und eine Ambulanz an mir vorbei. Der Präsident ist offenbar auch auf dem Weg zum Flughafen.

Mit etwas Verspätung reihe ich mich dann auch unter die Wartenden in der Ankunftshalle des Flughafens ein. Grünliches Neonlicht beleuchtet die dunkle Halle. Plötzlich fällt mir eine Gruppe von Heilsarmeeoffizieren auf, die sich wie eine Ehrengarde präsentieren. Sie stehen stramm und wohlgenährt in tadellos gebügelten Khakiuniformen an der Abschrankung. Offensichtlich warten sie auf eine wichtige Person, die auch bald mit drei Begleitern im Schlepptau daherkommt. Ich beobachte gerade neugierig die etwas steife Begrüssungszeremonie der Männer, als in einer anderen Ecke der Ankunftshalle plötzlich ein Jammern und Wehklagen ertönt, das durch Mark und Bein geht. Rund zwanzig schwarz gekleidete Frauen laufen auf drei Frauen in Trauerkleidern zu, die gerade angekommen sind. Sie fallen einander heulend in die Arme, jammern laut und gestikulieren. Das bunte Treiben in der Halle kommt ob dieser Szene kurz zum Stillstand.

Es berührte mich zutiefst, mitzuerleben, wie diese Frauen ihrer Trauer so vernehmlich Ausdruck verliehen. Ich habe in unserer Klinik schon viele Patienten getroffen, die schwerste Schicksalsschläge erlebt hatten. Sie erzählten zu meinem Erstaunen jedoch immer gefasst von den schrecklichen Erlebnissen. Ich lernte bald, dass Trauer nur in ganz bestimmten Situationen zum Ausdruck kommen darf, dann aber scheint es, als ob alle Dämme brechen würden.

Irgendwann kommt wieder Bewegung in die Sache, die nachfolgenden Passagiere drängen die trauernden Frauen langsam weiter. Es schien, als ob sich nach einem dramatischen Theaterstück der Vorhang schliessen würde, und ich stand noch eine Weile wie benommen da. Doch noch einmal verändert sich die Stimmung. Drei etwa vier- oder fünfjährige Mädchen stürmen unvermittelt auf einen Mann – offensichtlich ihren Vater – zu, und überrennen ihn förmlich. Simbabweische Männer zeigen in der Öffentlichkeit ihre Gefühle nur selten. Er aber kann es kaum fassen und hebt die drei Mädchen mit ihren Tüllröckchen und den senkrecht stehenden Haarzöpfchen, die mit roten Maschen geschmückt sind, alle auf einmal hoch und tanzt mit ihnen jubelnd durch die Halle.

Dies alles spielte sich innert weniger Minuten ab. Es machte mir einmal mehr bewusst: Afrika ist noch so viel mehr als das, was ich jeden Tag sehe und erlebe. Solch überwältigende Trauer und überschäumende Freude so nah beieinander – ich empfand, dass ich einmal mehr in das facettenreiche Leben Simbawes eintauchen durfte.

Dann kamen unsere Freunde an, und wir fuhren zurück in unser Zuhause in einem Quartier von Harare mit hohen Mauern und Wachhunden, die uns vor ebendiesem Afrika schützen sollen.